

Frauenbewegt in Berlin

Gülşen Aktaş im Gespräch

Gülşen Aktaş wuchs in der Türkei auf, bei Verwandten, weil ihre Mutter, um ihre Töchter zu versorgen, als Gastarbeiterin nach Deutschland ging. Nach dem Abitur war Aktaş zunächst als Grundschullehrerin tätig, bevor sie Ende der 1970er Jahre für ihr Studium der Politikwissenschaft nach Deutschland kam – erst nach Frankfurt, dann nach Westberlin. In Berlin engagierte sie sich in einem der ersten autonomen Frauenhäuser und setzte sich für Quotenregelungen für Migrantinnen unter den Mitarbeiterinnen ein. In zahlreichen weiteren Projekten wirkte sie mit, gründete unter anderem ein Netzwerk armenischer, türkischer, kurdischer, bosnischer und arabischer Frauen und Mädchen. Seit 2007 leitet sie die Seniorenfreizeitstätte Huzur. 2011 wurde ihr der Verdienstorden des Landes Berlin verliehen.

Im August 2020 sprach Heinz-Jürgen Voß mit ihr in ihrer Wohnung in Berlin Schöneberg. Kurz zuvor hatte ihr der Vermieter die Kündigung für die Wohnung geschickt – wegen Eigenbedarfs.

Liebe Gülşen, vielen Dank, dass du dich für ein Gespräch zu deinem Westberlin bereit erklärt hast. Wenn du an Westberlin denkst, was fällt dir als Erstes ein?

Im ersten Jahr, 1982, in Berlin bin ich sechsmal umgezogen. Ich kann die winterliche Kälte und Kohleöfen nicht vergessen, vor allem aus den dunklen Kellern allein Kohle zu holen war für mich fürchterlich. Die Wohnung war ständig kalt, obgleich ich regelmäßig heizte. Man konnte sich, vielmehr frau konnte sich, nicht einmal ausziehen – so kalt war das.

Ich bin damals (1982) von Frankfurt nach Berlin umgezogen. Ich habe in Frankfurt in einem Studentenwohnheim gewohnt. Das war verglichen mit Berlin purer Luxus.

Die Kälte war fürchterlich deprimierend. Wegen der Außentoilette hatte ich Angst nachts auf die Toilette zu gehen. In diese Toiletten sind sogar Hunde reingegangen. Der Winter war eine Katastrophe.

Und nach meiner Odyssee mit den Kohleöfen und den Außentoiletten fand ich irgendwie ein Zimmer in einem Studentenwohnheim im Süden von Berlin. Das Studentenwohnheim lag zu weit weg vom Geschehen. Ich wollte in der Mitte von Berlin sein, wo etwas passiert.

Seit 1989 wohne ich in dieser Wohnung in Schöneberg-Nord; vorher hatte ich nur Wohnungen mit Ofenheizung, einige hatten sogar keine Dusche. Das bedeutete im Umkehrschluss, dass man, um duschen zu können, zu Freunden gehen musste. Viele Freunde, die ich kannte, hatten ebenfalls kein richtiges Bad und keine Dusche. Erst ab 1989 hatte ich erstmals eine Wohnung mit Zentralheizung. Für eine ausländische Studentin war es auf dem Wohnungsmarkt ziemlich schwierig, eine Wohnung zu bekommen. So hatte beispielsweise der Bezirk Kreuzberg eine Zuzugssperre. Für uns ausländische Menschen blieb oft nur eine Hinterhofwohnung mit Außentoilette. Meine jetzige Wohnung bekam ich durch Sanierungsbetroffenheit.

Die Kohlen musstest du holen, direkt von gegenüber?

In den Wohnungen mit Kohleöfen war es für mich sehr schwierig Kohle aus den kalten und dunklen Kellern zu holen. Dementsprechend war ich, wie viele Frauen, auf Männer angewiesen, die mir die Kohle in den Keller brachten. Dabei bin ich nicht selten von alkoholisierten und schimpfenden Männern betrogen worden, die oftmals nur die Hälfte der Kohlen in den Keller geliefert haben.

Kohlen und Kälte – das war dein erster Eindruck. Was war dein zweiter?

Spuren des Krieges hat man immer noch gesehen. Vor der Sanierungswelle gab es Löcher an den Wänden. Das war sehr heftig. 1983 wollte ich das erste Mal, gemeinsam mit einem englischen Freund, nach Ostberlin fahren, um das Berliner Ensemble zu besuchen. Wir wollten uns das Stück *Mutter Courage* ansehen. Der englische Freund wurde bei der Passkontrolle sofort durchgewunken, während ich über zwei Stunden kontrolliert wurde. Natürlich hätten wir das Stück um ein Haar verpasst. Obwohl wir es noch rechtzeitig zum Theater geschafft hatten, war ich von dem Erlebnis sehr verstört. Ich fühlte mich unerwünscht. Ich hatte das Gefühl, dass ich als außereuropäische Frau unter besonderer Beobachtung stand. Dieses Erlebnis hat meine Sicht auf Ostberlin mehr als geprägt. Ich empfand die Mauer dementsprechend nicht als bedrohlich, sondern tatsächlich als etwas Beschützendes.

Und auch wenn ich mit dem Zug Richtung Westdeutschland gefahren bin, habe ich diskriminierende und rassistische Erfahrungen mit den ost-deutschen Kontrolleuren gemacht. Die einzigen nicht rassistischen Lebewesen in den Zügen waren die Mäuse, die umherliefen.

Wie hast du dich in den unterschiedlichen Kiezen gefühlt?

Die kulturelle Szene war eher in Kreuzberg. Eine Zeit lang habe ich in der Selchower Straße in Neukölln gewohnt.

Dort habe ich eine seltsame Erfahrung gemacht. In dem Block, in dem ich wohnte, lebten ebenfalls viele Migranten aus der Türkei. Bei einem Spaziergang mit meinem damaligen deutschen Freund haben mich Kinder und auch die erwachsenen türkischen Nachbarn gefragt, ob mein Mann beschnitten sei. Ich hatte das Gefühl in Diyarbakır zu sein. Ich fühlte mich in diesem Umfeld ebenfalls sehr bedroht und kontrolliert. Da bin ich sechs Monate oder ein Jahr geblieben. Der Kiez war zudem nicht ungefährlich. Ich hatte Angst, dort zu wohnen. Kurz vor meinem Umzug nach Charlottenburg wurde eine meiner Kommilitoninnen in der Silbersteinstraße ermordet.

Warum hast du dich in Neukölln unsicher gefühlt?

Durch die konservativen Menschen habe ich mich, besonders als Frau, in Neukölln nicht wohl gefühlt. Es ist wie in der Dorfgemeinschaft. Ich kenne es auch von anderen Freundinnen aus der Türkei. Eine Freundin von mir, eine Künstlerin, bekam nicht selten Besuch. Eine besorgte ältere Nachbarin erkundigte sich auf übergriffige Weise nach dem für sie »verdächtigen« Besucherstrom. Die Freundin, die das Ansinnen der Nachbarin sofort durchschaut hatte, sagte einfach: »Fragen Sie bitte nicht weiter – ich bin eine Prostituierte.« Diese soziale Kontrolle ist erschreckend. In Neukölln fand ich auch einmal einen Zettel auf meinem Balkon – das war sehr neu für mich, zum ersten Mal hatte ich einen Balkon – und auf dem Zettel stand auf Türkisch »Ich habe dich mit einem Kind im Bus gesehen. Ist das dein Kind?« Wer schreibt sowas? Es handelte sich um meinen Nachbarn, dessen Frau schwer krank war, und der ich bei Behördengängen geholfen hatte. Der Mann, der also herausgefunden hatte, dass ich alleinstehend war, kam gegen 22 Uhr und brachte mir persönlich die Post. Eigentlich ist sowas sehr unüblich. Obwohl er dafür seine Kinder hätte schicken können, kam er persönlich. Ich wusste natürlich, was er eigentlich wollte und machte die Tür vor seiner Nase zu. Diese Umstände waren für mich so beängstigend, sodass ich so schnell wie möglich die Gegend, den Bezirk wieder verlassen musste.

Also, er wollte dann nur gucken kommen, wie du lebst?

Diese Wohngegend erinnerte mich an dörfliche Gemeinschaften und an

die Provinz in Deutschland. Als ich damals eine Wohnung in Charlottenburg-Nord hatte, fühlte ich mich endlich sicher.

Ich wohne jetzt inzwischen 31 Jahre hier in diesem Kiez. Die Atmosphäre in meinem Kiez ist ebenfalls ziemlich dörflich und provinziell, aber eher in einem positiven Sinn. Es ist gemütlich und überschaubar. Auf der anderen Seite gibt es auch immer wieder unangenehme Momente mit meinen Nachbarn. Wenn ich mich nicht exakt so kleide, wie es gesellschaftlich vorgesehen ist, muss ich auch in Schöneberg mit blöden und provinziellen Sprüchen rechnen. Im Moment ist Schöneberg mein Dorf. Aber die Zeit ist vorbei.

An Kultur. Was hast du besucht, was hast du gemocht?

Ich bin eine große Cineastin und war dementsprechend von Anfang an fleißige Berlinale-Besucherin. Schon vor dem Mauerfall war ich fasziniert von den vielen individuell geführten Kinos, die es in dieser Stadt gibt. Die Berlinale hat sich nach der Wende stark verändert. Seitdem sie am Potsdamer Platz abgehalten wird, hat sie viel von ihrer ursprünglichen Atmosphäre verloren.

Ab wann setzte diese Veränderung ein?

Als Berlinerin bekam ich kurz nach dem Mauerfall viele Besucher aus Leipzig, die meine Telefonnummer von ihren Freunden bekommen haben. Meine Wohnung war immer offen für die Menschen. Die Leipziger Freunde kamen, um ihre Begrüßungsgeld abzuholen.

Die Veränderung setzt mit dem Mauerfall ein. Also erstens ist Berlin Hauptstadt geworden. Und zweitens kam das Erstarken des Nationalismus, des deutschen Nationalismus hinzu. Das hat mich erschrocken. Ich habe, so hilflos, mit Freundinnen ... Ich war in einer Frauengruppe, wir haben Auswanderungsgedanken gehabt. Aber wohin, wenn du nix hast? Das kam sehr stark mit der Wiedervereinigung: »Wir sind das Volk.« Wir auch. Das waren auch Politiker. Diese Staatsideologie, Nationalismus, Rassismus – das geht Hand in Hand.

Vorhin hattest du schlimme Erfahrungen gerade für Ostberlin beschrieben – wie ordnest du die neue Situation ein?

Einmal war ich mit meinem Ex-Mann und den Kindern an einem See – wir haben Angst bekommen. Und einmal haben wir Picknick gemacht – da waren wir auch wie »Affen«, die im Zoo beguckt werden. Die

Blicke! Manche ziehen nach Brandenburg und in die Nähe von Berlin – ich könnte mir das nie, nie vorstellen. Ich kenne viele, die bedroht oder auch belästigt wurden. Meine Schwester hat ein Haus am Kalksee – auf der anderen Seite grölten nachts die Nazis und singen Nazi-Lieder.

In Westdeutschland der Rassismus, er war subtil. Ich hatte einen Freund – und war mit ihm auf Sylt. Er hatte Eltern, die in Frankfurt lebten. Und einmal rief er mich an, ob ich die Binden seiner Mutter benutzt habe ... Sowas würde ich nicht machen. Sowas rassistisches. Ich habe mich getrennt. Und als Abwehr meinte er: Die Eltern haben ja im Zweiten Weltkrieg Juden gerettet ... Aber das sagen hier ja alle. Alle haben Juden gerettet.

Die Mutter von einem anderen deutschen Freund: Wir sind beim Essen. Und dann fragt sie mich: »Wann kehren Sie zurück?«. Die Frankfurter Studentenzzeit war offener. Im Alltag gab es auch immer – immer, immer – Diskriminierung, aber nicht so dreist wie dann. Mit dem Mauerfall sehe ich – das war lustig – viele Ostdeutsche hier flanieren, und ein kleines Kind sagt: »Mama, Mama, so viele Ausländer hier.«

Auf der anderen Seite waren Sachen interessant. Erschreckend – die Konsumsucht. Andererseits: Wir hatten mal in der Potsdamer Straße das Sexkaufhaus. Und die Ostdeutschen sind mit den Kinderwagen rein und raus – das fand ich mutig. Ich könnte mir nie, nie vorstellen, dass ich reingehe – so eine Angst habe ich. Aber die standen, mit Kinderwagen, Kind und Kegel – und gingen rein und raus. Das fand ich mutig.

Und ich hatte auch einmal aus Leipzig Gäste bekommen – regelmäßig. Einer klingelte, war ein Freund einer Freundin und fragte, ob er bleiben kann. Ich habe Platz, natürlich. Und dann kam er beim zweiten Mal mit einem jungen Mann. Und das war okay. Ich habe getrennte Betten gemacht. Und am frühen Morgen stehe ich auf und sehe ich, wie sie umarmt lagen. Gut, es war nett. Er war Dozent an der Uni, für den Rundfunk hat er Programme gemacht, sein Lover jünger. Und sein Lover kam einmal alleine und brachte einen Freund mit. Er hat über die »Fidschis« geschimpft – »Fidschis«, den Begriff kannte ich gar nicht. Ich habe gefragt, »Was heißt das?« – »Die Vietnamesen.« Ich habe ihm offen gesagt, ich finde das unmöglich. Die westdeutschen Nazis sagen »Kanacken ...« »Du bist in einem Kanackenhaus – und dann schimpfst du?« Ich habe dann dem aus Leipzig geschrieben: Bitte schicke mir nicht solche Leute.

In Ostdeutschland sind solche Zuschreibungen stark. In Merseburg wird derzeit von einer Initiative an zwei kubanische Vertragsarbeiter erinnert, die 1979 ermordet wurden ...

Im Osten die Regierung, die hat auch vertuscht. Aber im Westen haben durch Rassismus Häuser gebrannt – Mölln. Und Kiel. In Westdeutschland waren die Migranten auch nicht willkommen. Sie wurden als vorübergehende Objekte behandelt, nicht als Subjekte. Die AfD ist nicht nur im Osten, sondern auch im Westen. Ich kann das nicht mehr hören: »Die im Osten, das sind Kommunisten und deshalb sind sie rassistisch geworden.« Der ganze NS hat bis heute Spuren im Westen hinterlassen. Es macht mich wütend, wie öffentliche Medien mit dem Osten umgehen und auf ihn schimpfen.

Audre Lorde saß in deiner Küche und ich habe dich über den Aufsatz »Türkische Frauen sind wie Schatten« kennengelernt. Wie ist dein Aktivismus auf den Weg gekommen?

Audre Lorde – das war eine schöne Begegnung. Als sie ihre Einkaufstüten trug und mein Kind ihr dann helfen wollte ... Und bei ihr war eine Brust schon abgenommen worden – und sie ging so, ohne Büstenhalter. Das fand ich ganz mutig und stark.

Wie kommt Aktivismus auf? Kurdische Frauen sind rebellisch. Als Minderheit in der Türkei. Geboren werden heißt kämpfen. Die Erzählungen der Großeltern über die Deportation, die 1938er Pogrome – meine Großeltern wurden in die Westtürkei deportiert. Erzählungen meiner Großeltern. Die, die überlebt hatten, wurden vertrieben. Meine Großeltern dachten, wir werden ohnehin ermordet – zumindest sollte ein Sohn und eine Tochter überleben. Der Sohn war mein Papa. Als die Gendarmen kamen, ist mein Vater weinend hinter meinem Großvater hergelaufen – und mein Opa hat auf ihn Steine geworfen und hat auf Kurdisch gesagt »Komm nicht, komm nicht!«. Und mein Vater hat auf Kurdisch geantwortet. Und der Soldat hat gelacht und gesagt: »So kommts raus!« – man hat meinen Vater dann auch mitgenommen. Man brachte sie nach Elazığ – ich schreib's dir auf –, in Moscheehöfe, nur die Kinder durften die Moscheehöfe verlassen. Mein Vater hat in einem anderen Moscheehof fünf ermordete Menschen gesehen; er weinte, als er zurückkam; alle weinten. Er ist nicht mehr gesund geworden und ist mit 33 Jahren gestorben. Er war auch gefoltert worden, nach Falaka – ich schreib's –, einer osmanischen Foltermethode.

Ich wusste, als mein Vater gestorben war, mein Leben wird nur gut, wenn

ich gut in der Schule bin. Wir waren ganz arm, es war reine Armut, reine Armut. Später im Internat musste ich diese Muslimisierung, diese Zwangsmuslimisierung ertragen. Fasten. Warum fasten? Als ich zur Schule gegangen bin, das war auch eine Tortur. Grundschule sowieso. Ich habe deshalb auch meine Niere verloren. Schreib mal das: Alle Heimkinder sollen Entschädigung bekommen. Warum ich nicht? Wir hatten keinen Mantel und bei minus 30 Grad oder minus 20 Grad mussten wir nachts eine Stunde draußen bleiben. Da hat sich meine Niere entzündet, bis ich nach Deutschland kam. Und da hat man festgestellt, dass sie nicht zu retten ist.

Ich war sehr belesen. Ich war sehr dünn, hatte keine Tage, keine Brüste. Meine Mutter wollte mich nach Deutschland bringen lassen, für Hormone. Ich litt sehr darunter, was andere sagten: »Ach, ich habe wieder meine Tage ...« Ich dachte, alle sagen das, weil ich meine Tage nicht habe. Als ich meine Tage bekommen habe, war ich sehr glücklich. Alle sagten, sie haben Schmerzen – ich nicht, ein bisschen vielleicht. Meine Mutter war sehr froh, als sie aus dem Urlaub zurückkam und feststellte, dass ich Brüste habe.

Wir sind in einer politischen Zeit aufgewachsen, mit diesen Deportationsgeschichten und diesem Unrechtsstaat. Grundschule war wie Folter. Wir sind geschlagen worden. Wir hatten einen Direktor. Der hat immer nachgesehen, ob wir gepullert haben. Wir mussten unsere Unterwäsche zeigen, ob sie nass ist. Er hat mich so geschlagen, so geschlagen. Im Winter mussten wir immer raus, wir hatten keine Jacken, wir hatten keine Socken ... Und da haben wir den ersten Streik gemacht, in der Grundschule. Es ist eine Schande! Alle Eltern waren arm und auf die Schule angewiesen. Es gibt drei, vier Kinder, die gestorben sind. Ich habe beim Vorbeigehen gesehen, wie die Jungs geschlagen wurden – sie haben so geblutet. Da habe ich geweint. Und die Lehrer, die hatten selbst Angst vor diesem Direktor.

Und ich bin ja auch Zwilling, ich bin nicht erwartet worden. Und war nicht gleich wach und wurde kalt gewaschen. Meine Mama sagte, dass ich seitdem gesundheitlich angeschlagen sei. Ich habe auch die Brust nicht genommen – und daher wurde ein Ziegeneuter als Schnuller gemacht. Den habe ich dann genommen – sie sagt, wie eine Ziege. Mein Nickname war dann auch »schwarze Ziege«. Ich finde das sehr schön. Ziegen sind sehr durchsetzungsstarke Tiere.

Deine Mutter in Deutschland ...

Meine Mutter hat es seit den 1960er Jahren dreimal versucht. Beim drit-

ten Mal bestanden. Jedes Mal musste sie den Haushalt auflösen – und das kostet so viel Geld. Während wir reden, fällt mir auf, wie oft wir in Elazığ umgezogen sind. Ich glaube, sie ist 1971 nach Deutschland gekommen. Ich war im Internat. In den Ferien bei den Großeltern. Immer mütterlicherseits. Väterlicherseits war der Opa sehr arm, und er hatte Söhne. Und meine Mutter befürchtete, die würden uns sexuell missbrauchen. Was auch sehr wichtig war, dass sie das dachte. Meine Mama hatte ein sehr, sehr gutes Gespür, sie war selbst als Kind sexuell missbraucht worden. Einmal hat mein Cousin mich so hochgehoben und ich habe gemerkt, wie er dabei meine Brüste tastet. Ich bin dann gleich zu meiner Mutter – und sie hat dann gleich zu ihm gesagt: »Du gehst!« Sie hat immer gleich gehandelt. Meine ältere Schwester war bei einem Nachhilfelehrer. Und er sagte zu ihr – unter dem Tisch: »Gib deinen Fuß«. Sie ging dann nicht mehr hin, aber sie hat den Grund nicht genannt. Und meine Mutter schlug und schlug sie. Und ich frage mich immer noch – wir sind gleich erzogen, warum hat meine Schwester es nicht gesagt? Jede reagiert anders. Die Eltern geben auch eine Rolle, und aus der kannst du dich schlecht befreien. Ich putzte schon früh die Wohnung – und mein Vater meinte gleich, aus mir wird einmal was. Ich bin die Einzige, die studiert hat – und das liegt nicht an Intelligenz, meine Schwestern sind viel intelligenter.

Meine Zwillingsschwester kam mit zwölf in die Pubertät. Und meine Oma meinte zu meiner Mutter: »Die musst du mit nach Deutschland nehmen. Für ein so schönes Kind übernehme ich nicht die Verantwortung, hier im Dorf. Nimm sie mal und passe selbst auf.«

Ein Schwenk nach Westberlin – Frauenbewegung. Was hat dich hier interessiert? In Frankfurt interessierten mich gerade Juden in der Nazizeit. Die Shoa. Das war in Frankfurt ein großes Thema. Und dort habe ich auch angefangen, dazu zu lesen. Ich war in einer internationalen Frauengruppe mit kurdischen Frauen, iranischen und deutschen. Und als ich nach Westberlin kam, bin ich als Erstes in eine Frauengruppe gegangen. Ich bin matriarchalisch erzogen, ich brauche Frauen um mich herum. Also gehe ich ins Frauenzentrum in der Stresemannstraße – und an den Fenstern und an den Wänden stehen und hängen Muschis. Ich fand das unmöglich und dachte, bist du in einem Pornoladen? Und da habe ich auch Dagmar¹ ken-

1 Dagmar Schultzt: Soziologin, Verlegerin, Filmemacherin – Informationen: <http://dagmarschultzt.com> (26.01.2021).

nengelernt. In die Frauenbewegung und dann in den Schabbeskreis habe ich mich eingebracht. Es waren sehr prägende Jahre. Wir haben uns jeden Freitag getroffen; und später sind verschiedene Gruppen – auch schwullesbische und die internationale Frauengruppe – gegründet worden. Ich war eher ZuhörerIn, ich bin kurz darauf schwanger geworden, ich war eher Konsument – aber es war interessant. Wir haben Texte gelesen, uns mit dem Historikerstreit befasst; aktuelle Themen und Ereignisse wurden diskutiert; Aktionen und Demonstrationen fanden statt; also Netzwerke. Gerade zu Antisemitismus. Wir waren in Synagogen, saßen mit Rabbinern, haben miteinander gegessen. Es waren sehr bewegende Jahre, auch die Solidarität unter uns. Auch die Liebesbeziehungen, natürlich jede Gruppe hat Liebesbeziehungen.

Sexualität und Offenheit spielten eine Rolle. Auf der anderen Seite bringst du deine Sozialisierung mit. In der Schule hatten wir Aufklärung, aber eben Schule ... Aber wir haben es alltäglich einfach in der Natur gesehen. Es ist in der Dorfgemeinschaft nicht wie in der bürgerlichen Gesellschaft. Wenn du in einer dörflichen Gesellschaft zu Besuch gehst und die Familie hat nur einen Raum – und der Mann vögelt trotzdem mit seiner Frau. Unverschämt! Die bäuerliche Gesellschaft ist viel offener. Türkisch gibt es den Begriff *ayıp* – ich schreib ihn dir. Als Mädchen wirst du oft mit dem Begriff konfrontiert – *ayıp*: Schäm dich, das darfst du nicht – *ayıp*, *ayıp*! Man darf nicht auf dem Rücken schlafen – man darf nicht dem Gott Allāh die Muschi zeigen. Und du darfst auch nicht auf dem Bauch schlafen, dann zeigst du dem Gott Allāh deinen Arsch. Das darfst du nicht, das darfst du nicht. Da habe ich erstmals erlebt, dass Religion sehr einschränken kann.

Hier offener? Als ich in Berlin war, da hat mich eine Freundin mitgenommen zum Flughafensee. Alle haben sich ausgezogen und sind nackt ins Wasser. Das war nicht schockierend, aber muss nicht sein. Und einmal im Tiergarten, da war ich mit meiner Mutter und meiner Schwester und den Kindern zum Ballspielen. Und auf dem Rückweg habe ich mich verlaufen. Ich kann das nie vergessen: Da sind wir im Teil der Schwulen gelandet. Und ich bin auch ..., du musst wissen, ich gucke nicht richtig. Wir laufen und laufen, und auf einmal sind da alle nackt. Die Mutter »Gülşen, warum hast du uns hierher ...« – »Mama, laufen – nicht sprechen.« Dass ich mitten durch diese nackte Gesellschaft spazierte, mit Mama und Kind und Kegel ...

Im Moment zeigt sich eine islamische, politische Bewegung. Es zeigt sich ein großer Wandel. Ich würde mich in den Stadtteilen jeweils anders

kleiden. Auch in Diyarbakır gibt es solche Veränderungen. In meiner Kindheit waren 25 Prozent der Frauen bedeckt, also mit Kopftuch. Jetzt sind es 85 Prozent. Das macht mich nachdenklich. Wenn in einem Bus ein Mann mit Bart – und man sieht, dass er islamistisch ist – fährt und er einer jungen Frau mit Kopftuch den Platz gibt, während eine Oma zitternd stehen muss. Ich finde das ist ganz schlimm. Und vor fünf, sechs Jahren in der Pallasstraße: Da ist ein Mann, der Frauenkleider, Lippenstift und Stöckelschuhe trug – ich kenne ihn, er saß eine Zeit hier im Café –, als er eingestiegen ist, von einem türkischen oder arabischen Jungen rausgestoßen worden, und er ist runtergefallen. Ich habe dem Busfahrer gesagt: »Stopp! Polizei rufen!« Aber das war dem total egal. Ich bin später zu dem Café, und der Mann war da und saß noch. Ich habe ihm meine Visitenkarte gegeben und habe gesagt: »Bitte melden Sie sich.« Und dann hat er Strafanzeige erstattet, und die Polizei hat mich auch eingeladen. Eine Frau im Bus hatte dem angreifenden Jungen gleich gesagt, er soll wieder aussteigen, am Kleistpark.

Wenn du nochmal an die 1980er Jahre denkst, was würdest du heute gern haben – und bei was bist du froh, dass es weg ist.

Naja, ältere Leute neigen zu Nostalgie. Die Stadt, die wieder zusammengefunden hat – aber ich habe nicht dazu gefunden, also nicht zum Osten. Stadtteile sind sehr attraktiv geworden. Gentrifizierung ist sehr, sehr schlimm. Es gibt auch viele, die in Lichtenberg oder Marzahn wohnen – und ich will auch die nicht verdammen.